

DIE LEICHE IN DER KANZLEI

Seine Haut war schwarz wie die Nacht. Ich streichelte sie und wunderte mich, wie zart sie sich anfühlte. Zart wie Samt. Jerry hatte mich beim Bockenheimer Straßenfest angequatscht. Jetzt lag er halb auf, halb neben mir. Seine Zunge erforschte meinen Mund. Ich konzentrierte mich ganz auf ihn und seine festen, vollen Lippen. Es fühlte sich an wie der Auftakt zu einer richtig guten Nacht.

Ich spürte, wie geschickte Hände meinen Slip runterzogen. Ich versteckte mein Gesicht in Jerrys Haar und sog seinen Duft begierig ein. Gleichzeitig griff ich mit einer Hand unter das Kopfkissen und zuppelte herum, bis ich den Pariser gefunden hatte, der dort schon viel zu lange auf seinen Einsatz wartete. Als Jerry Anstalten machte, sich auf mich zu wälzen, schob ich ihm die kleine Packung in die Hand. „Nimm das“, flüsterte ich ihm zu.

Er schob meine Hand weg und versuchte, in mich einzudringen. „Hey, nimm erst mal das Kondom“, sagte ich.

„Och, nö“, murmelte er und machte weiter.

Ich drängte ihn zur Seite. „Hey, spinnst du?“

„Macht doch keinen Spaß.“ Wenn ich sein Genuschel richtig verstand, war es das, was Jerry sagte. „Stell dich doch nicht so an!“

Die ganze Stimmung war dahin. „Ich will hier keine Kids rumplären haben.“

Ruckartig richtete sich der Mann auf. Er starrte mich an. „Du denkst doch nur, dass ich AIDS habe, stimmt?“ Alle Zärtlichkeit war aus seinen dunkelbraunen Augen verschwunden. „Alle Afrikaner haben AIDS, oder?“

Er stand auf, sprang in seine Jeans, zog den Reißverschluss mit einem Ruck zu und streifte sich das Hemd über den Kopf.

„Quatsch!“ Ich richtete mich auf. „Mach doch nicht so rum. Ist nur zur Vorsicht, ich will kein Kind!“

Er warf seine Jacke über und ging zur Tür. Ich schluckte heftig. Die Tür knallte zu.

„Hau doch ab, du blöder Nigger“, schrie ich hinter ihm her.

Ich blieb eine Weile liegen und starrte die Wand an. Es hatte so gut begonnen. Das Straßenfest auf der Leipziger Straße, gleich um die Ecke von meiner Wohnung, hatte alle Frankfurter rausgelockt: Die Türken aus ihren Kebab-Läden und Tee-Stuben, den eritreischen Schneider, den polnischen Delikatessenhändler, sogar die Autonomen waren aus ihrem sogenannten Kulturzentrum gekrochen. Es gab gute Mucke, live und umsonst, und überall was zu essen. Ich entschied mich für eine Bratwurst vom Grill, die angeblich thüringisch sein sollte, wahrscheinlich aber aus der Gefriertruhe eines heimischen Großmarkts stammte. Die Würste brutzelten verführerisch auf dem Grill und ich reihte mich in die Warteschlange ein.

Vor mir stand Jerry, der deutlich größer war als ich – was nicht so schwer ist. Sein Hintern füllte eine verblichene Jeans attraktiv aus. Dieser Anblick verkürzte mir die Wartezeit. Doch als der Afrikaner endlich seine Wurst in der Hand hielt und ich meine Bestellung loswerden wollte, hieß es: „Leute, leider alles alle. Wir müssen auf Nachschub warten.“ Jerry bemerkte meine Enttäuschung und bot mir die Hälfte seiner Bratwurst an.

Wir teilten brüderlich. Vom Bratwurststand waren wir zur Tanzfläche weitergezogen – hier erfüllte Jerry alle Klischees über Afrikaner perfekt. Ich kann zwar eigentlich nur Pogo tanzen, wackelte aber heftig mit dem Hintern, sodass es ungefähr zur Latino-Musik passte. Es hatte mich dann nur

wenig Verführungskünste gekostet, ihn in meine Wohnung abzuschleppen. Selbst die karge Ausstattung – Matratze auf dem Boden, Kochecke und ein geklauter Einkaufswagen als Kleiderschrank – hatte ihn nicht abgeschreckt.

Verdammt! Das erste interessante männliche Wesen seit Wochen – vom Quickie mit dem Kellner bei meinem Türkei-Urlaub mal abgesehen – und ich musste ihn gleich verscheuchen. Vielleicht würde sich die Auswahl an Männern vergrößern, wenn ich mehr in mein Aussehen investierte? Mausfarbene, von zu häufigem Färben ausgebleichte Haare, massenhaft Löcher in den Ohren von den Piercings früher und dann noch abgeranzte Klamotten – nicht gerade das, was Männer anmacht. Ich hatte echt eine Chance verpasst.

Außerdem, Afrikaner hatten einen guten Ruf im Bett. Fast hätte ich das persönlich überprüfen können, aber nein ... wieso musste ich ihn beleidigen? Mit etwas mehr Diplomatie hätte ich ihn vielleicht doch noch rumgekriegt, das Gummi zu benutzen. Aber natürlich musste ich wieder das Erstbeste sagen, was mir durch den Kopf ging. Mist. Ich griff mir ein Bier aus dem Kühlschrank und ließ die ersten Schlucke meine Kehle runterlaufen.

Ich war auf dem besten Weg, mir einen fetten Rausch anzutrinken, Filmriss inklusive, als das Telefon klingelte. Ob Jerry seinen Abgang bereute? Ich hatte ihm am Anfang des Abends meine Visitenkarte zugeschoben und die Telefonnummer meiner Wohnung draufgekritzelt. „Privatdetektivin“ – die aufgedruckte Berufsbezeichnung hatte ihm echt imponiert. War vielleicht eine gute Taktik, um Typen aufzureißen. Klang jedenfalls interessanter als Versicherungsfachangestellte oder so. Ich starrte das Telefon an. Sollte ich Jerry noch eine Chance geben? Das Klingeln nervte.

„Ja?“ Seit ich jahrelang in einem besetzten Haus gewohnt

hatte, meldete ich mich nicht mehr mit Namen. Konspiratives Verhalten verlernt man nicht so schnell.

„Sandy, kannst du mal herkommen?“

Freya stellte sich auch nicht vor, aber ihre Stimme erkannte ich sofort. Sie klang seltsam gehetzt.

„Was ist los? Wo bist du?“

„Sandy, wir brauchen dich. Du musst sofort kommen.“

Ihr Gestammel klang gar nicht nach den wohlüberlegten Worten einer gestandenen Rechtsanwältin.

„Wo steckst du denn?“

„Erinnerst du dich an den Italiener, wo wir meinen Geburtstag gefeiert haben? Komm da hin.“

Sie legte ohne ein weiteres Wort auf. Ich gurgelte das restliche Bier aus der Flasche runter und zerrte meine Klamotten über. Ich steckte mein Handy ein und etwas Geld. Dann schwang ich mich auf mein Rad und strampelte zu dem Nobelitaliener im Westend, wo Freya ihren 33. Geburtstag begossen hatte.

Es hatte zu nieseln begonnen und als ich ankam, waren meine Haare nass. Die Lederjacke hielt einiges ab, aber die Jeans waren an den Oberschenkeln durchnässt. Ich fröstelte. Um diese Zeit war La Marietto natürlich geschlossen. Schon von weitem sah ich die Tische und Stühle auf der Terrasse zu Türmen zusammengestellt. Sie waren mit Ketten verankert, als fürchtete der Besitzer, sie könnten weglaufen.

Im trüben Licht der Straßenlaterne leuchtete Freyas rote Haarmähne auf. Auch meine Freundin war durchnässt. Sie trat von einem Fuß auf den anderen und schwenkte die Arme, um sich zu wärmen. Ich bremste, stieg ab und schloss das Rad an einen Laternenpfahl an. Kaum hatte ich mich aufgerichtet, fiel Freya mir um den Hals und drückte mich heftig. Ich roch kalten Rauch. Sie hatte wohl schon ein gan-

zes Päckchen gequalmt. Ich hielt sie von mir ab. „Freya, was ist denn los? Wieso holst du mich mitten in der Nacht hierher?“

„Er ist tot.“ Sie sprach so leise, dass ich sie kaum verstand.

„Wer ist tot?“

„Verenas Vater.“ Sie zog mich hinter ihr her. Wir gingen um die Ecke. Einige Häuser weiter trat sie in den Eingang einer Villa und drückte eine Klingel. Summend sprang die Haustür auf. Ein mit Marmor ausgelegter Flur empfing uns. Freya ging einige Stufen hoch und klopfte an eine Tür, neben der ein großes Schild verkündete, dass sich hier die Kanzlei von Rechtsanwalt Hans-Jochen Ebert befand.

Die Tür war nur angelehnt. Freya schob sie auf und wir kamen in eine Kanzlei, in der Möbel aus Glas und Edelstahl zeigten, wie überaus erfolgreich der Anwalt war.

Freya ging vor in eine kleine Küche, die von einer riesigen Espressomaschine beherrscht wurde. Neben dem chromblitzenden Monster hockte ein verheultes Mädchen mit langen braunen Haaren und schluchzte vor sich hin.

Unbeholfen blieb ich im Türrahmen stehen.

Die Küche war voller Zigarettenrauch. Freya griff nach dem Päckchen auf dem Tisch, fummelte umständlich eine raus und steckte sie sich an.

Dann stellte sie Becher unter die Espressomaschine und drückte einige Tasten. Sie schob mir einen Stuhl hin, wartete, bis ich saß und drückte mir einen dampfenden Cappuccino in die Hand. Den anderen gab sie dem Mädchen. Als es schniefend aufblickte, erkannte ich, dass sie älter war, als ich gedacht hatte – vielleicht Mitte, Ende 20. Durch die langen, glatten Haare und ihre zierliche Figur wirkte sie mädchenhaft. Ihr Gesicht war rot, die Augen geschwollen.

„Das ist Verena, Verena Ebert“, sagte Freya und strich der jungen Frau leicht über die Schulter. „Wir kennen uns vom Studium und sie unterstützt mich bei der Kampagne gegen häusliche Gewalt.“

Die Kampagne war Freyas neuestes Lieblingsbaby. Es genügte ihr nicht, Frauen vor Gericht gegen gewalttätige Ehemänner zu verteidigen, nein, jetzt wollte sie auch noch eine bundesweite Kampagne anstoßen. Seit Wochen sprach sie von nichts anderem.

Freya merkte, dass ich innerlich aufstöhnte. Sie sprach schnell weiter. „Na, und wir hofften, wir könnten Verenas Vater auch für die Kampagne gewinnen. Das wäre ein echter Coup.“ Freya warf ihren leuchtend roten Haarschopf kämpferisch nach hinten. Dann sackte sie zusammen: „Aber jetzt ist er tot!“

„Die Hausbesetzer waren es!“, presste die junge Frau auf dem Küchenstuhl hervor und fing dann haltlos an zu heulen.

Ich blickte Freya verblüfft an, aber sie achtete nicht auf mich.

Sie nahm Verena sanft ein vollgeheultes Taschentuch ab und drückte ihr ein frisches in die Hand. Sie streichelte ihr über den Rücken, bis das Schluchzen langsam nachließ.

Dann zog Freya mich aus der Küche. „Er wurde ermordet“, flüsterte sie. „Kannst du dir ansehen?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, schob sie mich über den Flur in ein großes Büro.

Dann sah ich den Mann: Er schien ganz normal an seinem Schreibtisch zu sitzen. Doch der Kopf hing auf die Brust herunter und auf dem Schreibtisch hatte sich eine riesige rote Lache ausgebreitet.

Mein Magen hob sich, als ich das ganze Blut sah und vor

allem roch. Ich drehte mich um und wollte rausrennen. Freya hielt mich an der Schulter fest. „Willst du ihn dir nicht in Ruhe angucken?“

„Wieso ruft ihr nicht die Polizei?“, zischte ich. Ich war zwar Privatdetektivin, aber eigentlich überprüfte ich meist nur die Lebensläufe von Managern, die sich auf neue Posten bewarben, oder fahndete nach Vätern, die ihren Unterhalt schuldig geblieben waren. Übrigens häufig im Auftrag von Freya von Buckow, die mir gerade eine Leiche präsentierte.

Freya murmelte etwas Unverständliches.

„Wir müssen die Bullen holen. Das hier ist 'ne Nummer zu groß.“ Ich bemühte mich, den Toten nicht anzuschauen und rang die Übelkeit nieder, die sich in meinem Magen breitmachte.

„Ich konnte einfach nicht alleine bleiben.“ Freya sah mich flehend an. „Verena ist total neben der Spur. Lass mich nicht alleine.“

„Ich will nichts damit zu tun haben.“ Schon der Gedanke an die Leiche und die Polizei und die ganzen Komplikationen, die sich ergeben könnten, erschreckte mich.

„Guck dich wenigstens um, ob dir was auffällt“, drängte Freya. „wenn die Polizei erst hier ist, darfst du nicht mehr ran.“

Ich starrte sie wortlos an.

„Schließlich bist du Detektivin.“

Das war ein Argument. Es konnte nicht schaden, wenn ich mich umschaute. Widerstrebend wandte ich mich der Leiche zu. Dann fiel mir ein, dass es besser wäre, keine Spuren zu hinterlassen. Ich ging in die Küche und kramte nach einer Plastiktüte.

Verena wiegte ihren Körper rhythmisch vor und zurück und schien mich nicht zu bemerken.

Ich ging zurück ins Büro und schaute mich gründlich um. Ein riesiger Schreibtisch aus Glas beherrschte den Raum. Er war leer, bis auf einen eleganten Laptop und die Blutlache. An der Wand hinter dem Schreibtisch stand ein raumhohes Regal voller dicker Bücher. Manche kamen mir bekannt vor. Auch Freya hatte solche Wälzer in rotem Plastikeinband in ihrer Kanzlei stehen. Es waren Gesetzestexte, das wusste ich. Diese Juristen studierten jahrelang und mussten nachher doch wieder alles in dicken Büchern nachschlagen. Zwischen den Büchern standen grob geschnitzte Holzfiguren, die ich für afrikanisches Kunsthandwerk hielt.

Der Raum hatte große Fenster, die auf eine Art Balkon führten, obwohl die Kanzlei im Erdgeschoss lag. Vor den Fenstern stand eine gigantische Sofagarnitur aus braunem Leder. Eines der Fenster war weit geöffnet. Ich beugte mich hinaus. Vor dem Haus begrenzte ein schmiedeeiserner Zaun einen schmalen Garten, nicht breiter als ein Meter. Dann holte ich tief Luft, drehte mich um und ging näher an den Schreibtisch.

Obwohl mir wieder der Ekel in der Kehle hochstieg, sah ich mir den toten Körper dieses Mal gründlich an. Der Mann trug einen Anzug, ein weißes Hemd und eine grau-blaue Krawatte. Auf seiner Nase saß eine unauffällige Brille. Sein silbergraues Haar war exakt geschnitten. Ich schätzte ihn auf Anfang 50. Kein Alter für den Tod. Schon gar nicht für einen solchen: Am Hals des Mannes klaffte ein riesiger Schnitt, aus dem noch immer Blut sickerte.

Freya hatte mich die ganze Zeit beobachtet. Jetzt wandte sie sich ab. „Ich kümmer mich um Verena“, murmelte sie und verließ den Raum.

Ich ging um den Schreibtisch herum und trat hinter den

Toten. Der Geruch des Bluts stieg mir unangenehm in die Nase. Ich versuchte, den Atem anzuhalten, mich zu konzentrieren und prägte mir jede Einzelheit des Toten ein.

Mir wurde klar, wieso er so akkurat da saß. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Er war an den Schreibtischstuhl gefesselt, die Hände hinter seinem Rücken zusammengefasst. Der ganze Körper war mit einem starken Plastikseil mehrmals umwunden und am Stuhl festgezurt. Das Seil leuchtete in bunten Farben. Es wirkte sehr robust, jedenfalls war es keine Paketkordel oder so. Damit kam auch Selbstmord nicht in Frage.

Da fiel mir auf, dass irgendwas mit der Kleidung des Toten nicht stimmte. Ich zog die Plastiktüte, die ich aus der Küche mitgebracht hatte, über meine Hand und packte den Schreibtischstuhl. Ich zog ihn mit seiner Last ein wenig vom Tisch ab. Der Stuhl kippelte und ich musste alle Kraft aufwenden, damit er nicht mitsamt der Leiche umkippte. Schließlich hatte ich den Stuhl stabilisiert und trat einen Schritt zurück.

Ich schrie laut auf. Die Anzughose des Mannes war bis auf die Kniekehlen heruntergezogen. Der Mann saß praktisch in Unterhose festgezurt auf seinem Stuhl. In einer weißen Baumwoll-Feinrippunterhose.

Ich wandte mich ab, trat wieder ans offene Fenster und holte ein paarmal tief Luft. Draußen war eigentlich nichts zu sehen, außer der nächtlichen Straße. Doch vor meinen Augen sah ich das Bild des Toten. Ohne Hose.

Um mich abzulenken, betrachtete ich eingehend den Fensterrahmen. Es war ein alter Holzrahmen, jedoch gut gepflegt. Ich fuhr mit dem Finger darüber. Der weiße Lack fühlte sich glatt an. Er hatte keine Beschädigungen. Das Fenster war jedenfalls nicht aufgebrochen worden.

Als ich mich einigermaßen wieder gefangen hatte, wandte ich mich um. Ich konzentrierte mich auf die Details des Zimmers. Der Laptop auf dem Schreibtisch war aufgeklappt. Als ich auf die Tastatur drückte, erwachte er zum Leben, zeigte auf dem Monitor aber nur die Programmsymbole. Keines der Programme war aktiv.

Eine lederne, schon etwas abgenutzte, Aktentasche stand gegen ein Schreibtischbein gelehnt. Ich blickte kurz hinein. Neben dem aktuellen Spiegel-Magazin fand ich eine Golf-Zeitschrift und ein Programm der Frankfurter Oper. In einer Seitentasche steckte die Börse des Anwalts. „Nicht schlecht“, murmelte ich, während ich die Fächer durchging. Sie enthielten 655 Euro in Scheinen, verschiedene Kreditkarten in Gold-Ausgabe und einiges Kleingeld. Ich ließ alles unverändert, obwohl es mir in den Fingern juckte, einen Fuffi rauszunehmen – brauchte er ja jetzt nicht mehr.

Dann fiel mir etwas Graues, Zerknülltes neben der Tasche auf. Ich stupste es vorsichtig an. Es war ein nasser Socken. Wieso nur einer? Wieso war das Ding nass? Seltsam.

Ich holte tief Luft und wandte mich noch einmal der Leiche zu, benutzte wieder die Tüte als Handschuh und durchsuchte seine Taschen, fand aber nichts außer einer Taxiquittung von voriger Woche in der hinteren Hosentasche. 37 Euro hatte die Fahrt gekostet. In der Tasche der Anzugjacke steckten einige Visitenkarten des Anwalts. Eine davon stopfte ich in meine hintere Hosentasche.

Als die Jacke wieder zurückglitt, fiel mir etwas Seltsames an den nackten Beinen des Toten auf. Ich versuchte, genauer hinzublicken, ohne der Leiche näher zu kommen. An der Innenseite der Oberschenkel waren rote Flecken zu sehen. Sie zogen sich in einer Reihe von der Mitte des Oberschenkels bis kurz vor die Feinripphose, und zwar an beiden Beinen.

Ich ging in die Küche und holte Freya. Ich wies auf die kleinen, kreisrunden Flecken.

Freya starrte eine Weile hin und fuhr plötzlich angewidert zurück. Sie presste die Lippen zusammen und wandte sich ab.

Ich zog sie ans offene Fenster. „Was ist das?“

„Brandblasen.“ Sie schluckte. Sie sog die frische Nachtluft tief ein. „Von einer Zigarette, würde ich sagen.“ Sie machte eine Pause.

Ich wusste, dass wir beide den gleichen unangenehmen Gedanken hatten.

„Hab so was mal bei einer Klientin gesehen“, sagte Freya. „Die kam mit ihrem Leben nicht klar und hat sich selbst die Handgelenke mit Zigaretten verbrannt. War die einzige Möglichkeit, wie sie ihren Körper spürte.“

„Der Anwalt hat sich aber nicht selbst verbrannt“, stellte ich fest. Schließlich war er gefesselt.

Freya nickte. Sie legte eine Hand auf meine Schulter. „Sandy, bitte, erzähl Verena nichts davon, sie ist sowieso schon total fertig.“

Wir hielten es in dem Raum mit der Leiche nicht mehr aus und gingen in die Küche. Dort, ohne den Anblick des Toten, funktionierte mein Hirn deutlich besser. „Freya, du rufst die Polizei an und erzählst alles. Außerdem hol einen Notarzt.“ Ich nickte mit dem Kopf in Richtung Verena.

„Meinst du? So schlimm?“

„Eine Beruhigungsspihle würde ihr guttun. Wenigstens für die ersten Stunden.“

„Okay, ich rufe Pit an.“

Pit war einer von Freyas Freunden aus der blaublütigen Fraktion. Freya von Buckow und Pit von Bredenbeck hatten schon als Kind im Sandkasten zusammen gespielt. Jetzt